

Diener vierer Herren?

Vor vier Jahren wurde die Stiftung Oper in Berlin ins Leben gerufen, um die Arbeit der drei Berliner Opernhäuser zu koordinieren und um Geld zu sparen. Jetzt haben die Kritiker in der Umfrage der „Opernwelt“ sie zum Ärgernis des Jahres erklärt.

WOLFGANG
BEHRENS

Es gibt wohl bequemere Stühle als den des Generaldirektors der **Stiftung Oper in Berlin**, denn der steht gewissermaßen zwischen allen Stühlen. Eigentlich wird die Opernstiftung nämlich von keinem so richtig geliebt: Intern sehen die drei Berliner Opern in ihr ein unliebsames Instrument der Politik, das eingerichtet wurde, die Unabhängigkeit der Häuser zu untergraben. Der Politik wiederum ist – vereinfacht gesagt – die Stiftung im Grunde herzlich egal; sie ist immerhin froh, dass die Drecksarbeit jemand anders machen muss und im Zweifelsfall die Stiftung als Prügelknabe vorgeschoben werden kann. Und so hat es der erste Stiftungsdirektor, Michael Schindhelm, auch nicht lange ausgehalten: Anfang 2007 schmiss er den Bettel hin, weil er nirgendwo wirklich Rückhalt fand. Seitdem sitzt nun Stefan Rosinski, der auch weiter amtierende Geschäftsführer des Bühnenservice, auf dem heißen Stuhl, doch wer würde eine Prognose wagen, wie lange er bleiben darf? Oder will?

Dabei hat die Opernstiftung doch unzweifelhaft etwas erreicht: Die über Jahre hinweg tobende Diskussion, ob Berlin drei Opernhäuser brauche, ist endlich verstummt. Und nicht zuletzt darum war es ja bei der Stiftungsgründung 2004 gegangen: die Schließung einer der drei Opern zu verhindern. Doch was nun? Hat sich die Stiftung nach der Konsolidierung der Häuser nicht selbst überflüssig gemacht?

Wer die Selbstabschaffung der Opernstiftung fordert, übersieht, wie weit sie schon längst die Gefangene ihrer eigenen Konstruktion ist – die Macht

des Faktischen zwingt sie zur weiteren Existenz. Da ist etwa das **Staatsballett**, bei dem durch die Zusammenlegung der verschiedenen Compagnien ein großer Batzen Geldes eingespart werden konnte. Doch das Ballett steht nun ohne eigene Bühneninfrastruktur da und würde ohne das Dach der Stiftung in die undankbare Rolle eines ständigen Bittstellers gedrängt. Oder da ist die – noch lange nicht abgeschlossene – Zusammenlegung der Werkstätten, die bei einer Entflechtung der Opernhäuser zu einer Belastung würde: Rosinski weist nicht zu Unrecht darauf hin, dass die Opern, fiele die Stiftung weg, für ihre (ja nicht gerade billigen) Bühnenbilder dann auch Mehrwertsteuer zu bezahlen hätten. Bei 19 Prozent ist das für ein Budget kein Pappentier.

Trotzdem sind nach fast fünf Jahren Zweifel an der Handlungsfähigkeit und am Gestaltungsspielraum, kurz: am Sinn der Stiftung nicht ganz von der Hand zu weisen. Die Symptome zeigen sich bereits im Kleinen: Auch fünf Monate nach dem unfriedlichen Abgang Peter Mussbachs von der *Staatsoper* verzeichnet ihn die Website der Opernstiftung noch als deren Intendanten, was schlichtweg schlampig ist. Und à propos Mussbach: Hätte der Streit zwischen Mussbach und seinem geschäftsführenden Direktor Georg Vierthaler über den Haushaltsplan der Staatsoper nicht stiftungsintern geregelt werden müssen, ehe er in aller Öffentlichkeit eskalierte? Immerhin obliegt der Stiftung satzungsgemäß die „Beaufsichtigung der Wirtschaftsführung der Betriebe“. Rosinski sagt dazu, dass der Stiftungsvorstand

sich nicht dazwischen schieben und nicht über den Kopf des Intendanten hinweg entscheiden wollte. Psychologisch verständlich, die Kompetenz zur erzwungenen Schlichtung aber wäre dagewesen.

Wenigstens ist mit dem Baubeginn der neuen gemeinsamen Werkstätten, der ja noch einiges an Synergien erbringen soll, in der Nähe des Ostbahnhofs endlich zu rechnen (siehe Seite 33). Hier kann Rosinski einen Stiftungsratsbeschluss, der das Baubudget absegnet, vorweisen: „Die Werkstatt ist durchgeplant, die Baukosten sind errechnet und finanzierbar.“ Aber dann sind da ja auch noch einige ungelöste Personalfragen, über die zwar letztlich der Regierende Bürgermeister und Kultursekretar in Personalunion Klaus Wowereit zu befinden hat, doch ist die Stiftung im Findungsprozess mehr als gefordert. Und am Leitungspersonal hängt schließlich noch einiges mehr: Wohin sollen die einzelnen Häuser steuern?

Für die **Komische Oper**, das kleinste und experimentierfreudigste, für manchen Theaterfreund daher das interessanteste der drei Häuser, hat sich bereits eine langfristige Perspektive ergeben. Als Nachfolger von Andreas Homoki, der 2012 nach Zürich wechselte, wurde frühzeitig der Australier Barrie Kosky benannt, der hier etwa mit Ligetis „Le Grand Macabre“ oder jüngst mit „Kiss me, Kate“ bereits Erfolge eingefahren hat. Kosky hat als Mitglied eines Führungsteams am Wiener Schauspielhaus auch schon Leitungserfahrung gesammelt, und da er zudem für die Kontinuität eines an der Komischen Oper gepflegten in-



Foto: Barbara Braun/DRAMA

novativen Musiktheaterbegriffs steht, gibt es an dieser Entscheidung nichts zu mäkeln. Wie lange es der Shootingstar und Tausendsassa Kosky freilich in den Verwaltungstrakten aushalten wird, bleibt abzuwarten.

An der **Deutschen Oper** ist die Situation verwickelter: Seit dem Tod Götz Friedrichs (und eigentlich sogar schon davor) arbeitet man dort – begleitet von unglücklichen Personalentscheidungen des Kultursenats – am Gang in die künstlerische Bedeutungslosigkeit. Udo Zimmermann scheiterte daran, dass man ihm seinen designierten GMD Fabio Luisi verweigerte und stattdessen den kaum kooperationswilligen Christian Thielemann vor die Nase setzte. Nun sind beide weg, und die gegenwärtige Intendantin Kirsten Harms hat künstlerisch doch ein wenig zu oft auf die falschen Leute gesetzt: Ihr Chefdirigent Renato Palumbo wurde im Wortsinne weggebuht, auch ihr ehemaliger Chefregisseur Alexander von Pfeil war dem Haus nicht gewachsen und inszeniert heute in Oldenburg. Nun kommt zwar ab 2009 mit Donald

Runnicles ein renommierter Dirigent an die Bismarckstraße, doch in vollem Umfang verfügbar ist er erst ab 2011. Da aber endet der Vertrag von Kirsten Harms, und die Berliner Journalisten pfeifen es von den Dächern, dass sie wohl keine weiteren fünf Jahre bekommen wird – keine günstige Situation für eine gemeinsame langfristige Planung. Stefan Rosinski erklärt den Notplan: „Solange keine Entscheidung über die Fortsetzung des Vertrags von Kirsten Harms gefallen ist, gibt es eine interne Regelung, dass eine Grobplanung bis 2013 erfolgen kann.“ Bis Sommer 2009 rechnet er jedoch mit einer Klärung in Fragen der Intendanz.

Die vielleicht schwierigste Bestallungsfrage steht aber am derzeitigen Flaggschiff bevor, an der **Staatsoper Unter den Linden**. Nach Mussbachs Rauswurf agiert dort Ronald Adler als Kommissarischer Intendant. Allen ist klar, dass das keine Dauerlösung ist, zumal der Staatsoper schwierige Zeiten bevorstehen: die noch immer umstrittene Sanierung des Hauses 2010 und der damit verbundene Umzug ins

Schiller Theater im Westen der Stadt, in unmittelbare Nachbarschaft der Deutschen Oper. Doch eine Neubesetzung der Intendanz wird sich wohl als Meisterleistung der Diplomatie erweisen müssen. Denn der Fall Mussbach hat gezeigt, wer Unter den Linden eigentlich das Sagen hat – und das ist Daniel Barenboim, der Vorzeigestar. Die eine Million, über die sich Mussbach und Vierthaler in ihrem Haushalt nicht einigen konnten, beanspruchte Barenboim für sein Orchester – und dagegen kam Mussbach nicht an. Wer sich als Intendant an die Staatsoper wagt, der muss damit rechnen, sich zur Marionette Barenboims zu machen. Zumal dieser sich um die Generaldirektion und den Vorstand der Opernstiftung wenig schert und sich seine Freunde zur Not auf der politischen Bundesebene sucht.

Es ist also ein ganzer Augiasstall auszumisten, und selbst wenn sich Leute für die beiden großen Häuser gefunden haben, ist damit noch lange keine inhaltliche Profilierung geleistet, an der man zur Zeit sehr wohl Mängel

1 | Nichts hören, nichts sagen nichts sehen... Die Szene aus Lorenzo Fioronis „Turandot“-Inszenierung zur Saisoneröffnung an der Deutschen Oper Berlin hat Symbolcharakter für die Berliner Opernsituation.

konstatieren kann. Ein paar Ausgrabungen an der Deutschen Oper und ein paar Hochglanzproduktionen an der Staatsoper – das kann es auf Dauer nicht sein. Hier – bei einer konzeptuellen Abstimmung der Häuser – könnte die Opernstiftung eine vornehme Aufgabe finden.

Und Stefan Rosinski träumt auch tatsächlich von so etwas wie einer „Berliner Operndramaturgie“, die den Standort Berlin international kenntlich und attraktiv macht: „Noch wissen wir nicht, was eine Berliner Dramaturgie genau sein könnte, aber so ein Label kann gut sein, gemeinsam – und nicht gegeneinander – über die Weiterentwicklung von Opernformaten nachzudenken. Dafür könnte die Stiftung ein Forum sein. Die Stiftung sollte keine Limitierung, sondern eine Chance sein.“ Rosinski geht es darum, nicht immer

dasselbe Kernrepertoire an drei Häusern rauf und runter zu spielen, sondern den ganzen Reichtum von 400 Jahren Operngeschichte in möglichst unterschiedlichen Formaten zu entfalten. Und dazu könnte er sich auch vorstellen, Dritte einzubinden, Leute wie etwa Sasha Waltz, Jochen Sandig und Folkert Uhde, die an ihrem *Radialsystem* fleißig nach Kooperationspartnern Ausschau halten.

Doch dazu bedürfte es Intendanten und Dirigenten, die willens sind, alte Strukturen aufzubrechen, und die sind nicht unbedingt in Sicht. Rosinski macht keinen Hehl daraus, dass ihm das deutsche Modell der Doppelspitze – Künstler-Intendant und geschäftsführender Direktor – nicht sehr zukunftsweisend scheint: „Der Intendant nimmt sich auf diese Weise unbewusst aus der kaufmännischen Verantwor-

tung. Während in Frankreich, England oder den USA ein Manager alle Aspekte zusammenschmieden muss.“ Und so schaut er ein wenig neidisch auf den Schauspielbereich, wo er mit Ulrich Khuon oder Frank Baumbauer „überzeugende Erfolgsmodelle“ zu sehen meint.

Doch bis es für die Opernstiftung an inhaltliche Fragen geht, ist es wohl noch ein weiter, ein vielleicht zu weiter Weg. Bis dahin wird sie sich mit kleinen Schritten abquälen müssen. „Wir haben einen halben Schritt getan, und dieser halbe Schritt hat unheimlich viel Kraft gekostet. Soll man diesen halben Schritt nun zurückgehen, oder soll man einen ganzen Schritt daraus machen?“, sagt Rosinski. Bevor aber der ganze Schritt getan wird, könnte man ja vielleicht einmal die Website in Ordnung bringen! **T**

„Die Alternative zu ‘Google’ & Co.!”

HAMBURGER ABENDBLATT

Die 6.000 wichtigsten Internet-Adressen auf einen Blick!



Special: Die besten Web-Seiten zu Urlaub & Reise

Mit den interessantesten Web-Adressen zu Kunst, Kultur, Theater und Tanz

„Das papierne Web-Adressbuch kann sogar Google abhängen.“
WIESBADENER KURIER

„Jeder findet darin garantiert Websites, die er noch nicht kannte.“
STUTTGARTER ZEITUNG

„Hilfreich sind die Abbildungen einzelner Homepages, so kommt das Web farbenfroh ins Buch.“
DIE WELT

„6.000 deutsche Internet-Adressen, geordnet wie die Gelben Seiten und einzeln bewertet.“
STERN

„Auch Internet-Freaks können hier noch so manchen Geheimtipp entdecken, der bei den Suchmaschinen im Netz kaum zu finden ist.“
PC MAGAZIN

„Wer sich durch die Themengebiete treiben lässt, der findet immer neue gut gemachte Webseiten, die Google & Co nicht als Treffer anzeigen.“
BAYERN 3



m.w. VERLAG
www.web-adressbuch.de

600 Screenshot-Abbildungen · Überall im Buch- und Zeitschriftenhandel erhältlich · 12. Auflage · ISBN 978-3-934517-09-7 · € 16,90
Webmaster können ihre Web-Seite zur Aufnahme in das Web-Adressbuch vorschlagen: www.web-adressbuch.de